

darin keine Störung. Dann trat er wohl unwillkürlich an's Fenster und schaute in die weite schöne Landschaft hinaus, ein Bild des Friedens und ruhiger Erhabenheit. Hierauf ging er an die Sorgen und Pflichten des Tages. Jeden zweiten Sonntag fuhr er zum protestantischen Gottesdienste nach Lünen und hielt streng darauf, daß seine Leute an den Zwischen-Sonntagen hinübergingen oder fuhren, während die katholischen Diener allsonntäglich die von ihm auf eigene Kosten in Rappenberg wiederhergestellte katholische Kirche besuchen mußten. Wie von sich selbst, so verlangte er auch von den Seinigen, daß ein Jeder seine Schuldigkeit thue. Seiner Tochter erwiederte er einst auf eine Einrede: „Angenehm? Ei was angenehm! Darauf kommt es gar nicht an, sondern was Pflicht ist!“ — „Nicht im Genießen ist das Glück“, sagte er bei anderer Gelegenheit, „sondern im Streben.“

Er war für seine Gutseingeseffenen ein milder, wohlwollender Herr, der ihnen mit Rath und That gern beistand. „Der Arme konnte stets auf seine Theilnahme rechnen; kein Kranker oder Leidender kehrte ohne Hülfe von seiner Schwelle zurück. Er half je nach Bedürfniß, mit Geld, mit Brodkorn, mit Holz, mit Kleidung. Im letzten harten Winter, den er erlebte, kleidete er eine Frau mit ihren fünf Kindern, einem franken alten Mann schickte er ein Bett; den ärmern Kranken schenkte er ärztliche Behandlung und die nöthigen Arzneien, auch Speise aus seinem Hause, und verwendete auf ihre Wiederherstellung jährlich bedeutende Summen. Vielen armen Jünglingen und Mädchen verlieh er die Mittel zu ihrer Ausbildung, und half ihnen zu ihrem späteren Fortkommen durch Rath und Empfehlungen. Und wenn ein wichtiges Geschäft nur einigermaßen zu seiner Zufriedenheit abgemacht war, so sagte er fast jedesmal zu seinen Beamten: „Nun wollen wir auch für die Armen sorgen; die Armen müssen auch was haben.“

## Zwölftes Capitel.

Stein's letztes Lebensjahr und seliger Geimgang.

Noch einmal begleiten wir in Sommer 1830 Stein nach Nassau. Seine Tochter, Gräfin Diech, kam nach Schwalbach und seine Schwägerin, Gräfin Rottenhan nach Nassau; dorthin hatte er auch den Landrath von Bodelschwingh zum Gebrauch der Emser Cur eingeladen. Dieser blieb den größten Theil des Julius und eine Woche im August und war viel ganz allein mit Stein. Dessen Stimmung, erzählt Perz, war milde und ernst; sein Gespräch kehrte immer auf den Gedanken an den nahen Tod zurück, obgleich außer einer bei mäßiger Bewegung eintretenden Athembeschwerde kein Zeichen zunehmender Altersschwäche sichtbar war. Abends ward fast immer ein großer Spaziergang gemacht, häufig über die schöne Kettenbrücke, die ihn lebhaft erfreute, nach dem Schweizerhäuschen mit den Sprüchen aus Hebel's allemanischen Gedichten. War dann die Sonne hinter die Berge untergegangen, und malte der Abendhimmel sich in seinen schönsten Farben, so weidete er sich, auf der Bank am Brückenpfeiler ausruhend, an dem herrlichen Anblick, und mehrmals äußerte er: „Wie prächtig schon hier; wie viel schöner muß es drüben sein! Freuen Sie sich mit mir, daß ich dem Ziele so nahe bin!“ Das Zurückweisen der Todesgedanken nahm er übel: Meinen Sie, ich fürchte mich zu sterben? Keineswegs! Wenn man 72 Jahre alt ist, so ist das Gescheueste, man stirbt!“ Im Garten fiel er eines Morgens ohne alle Vorzeichen besinnungslos nieder. Der Tod kündete sich an und Stein war ernst und fromm genug, ihm in's Auge zu sehen.

Er sollte noch die französischen, belgischen und polnischen Revolutionen erleben, und wir müssen hören, wie er über die-

selben urtheilte. Bodelschwingh brachte ihm die erste sichere Nachricht vom Ausbruch der französischen aus Gms. „Was bringen Sie Neues mit?“ rief ihm Stein von seinem Sitze unter den Kastanienbäumen, wo er frühstückte, entgegen. Die Antwort: die pariser Revolution! erschütterte ihn sichtlich; er ließ sich das Einzelne, soweit es bekannt war, erzählen, dann sprach er: „Also noch einmal soll das böse Volk Verwirrung über Europa bringen! Wenn sie einmal losbrechen wollten und mußten, so wollt' ich doch, sie hätten gewartet, bis ich todt wäre!“ Er sah mit einem Blick, daß die ganze Arbeit seines Lebens vielleicht noch einmal gethan werden müsse.

In den Briefen, die er um diese Zeit schreibt, spricht er sich über die Ereignisse des Tags aus. „Der Sturz der ältern bourbon'schen Linie“, schreibt er an Gagern, „ist also vollendet, — ich finde ihn tragisch, unverdient, und bin der Gegenpartei, die die Extreme der Ordonnanzen herbeigeführt, sehr abgeneigt. Sie verdrängte durch ihr Geschrei über Jesuitismus, Priesterherrschaft das geschäftsfähige Ministerium Villele, sie verwirrte durch Anmaßungen den Gang des verständigen gemäßigten Ministeriums Martignac; der König, der nirgends Treue, nirgends Liebe, nirgends Ruhe fand, warf sich in die Arme der Absolutisten. — Die liberale Partei verstärkte sich mit einem Theil mißvergnügter Royalisten; sie sprachen die vorlaute, die Rechte des Königs beeinträchtigende Adresse aus, statt die Handlungen der neuen Minister abzuwarten. Die liberale Partei hatte einen überwiegenden Einfluß auf die Wahlen und hatte höchst wahrscheinlich den Aufstand vorbereitet, da er eine Regelmäßigkeit und einen Zusammenhang hatte, der ohne Leitung unmöglich ist.

„Der unglückliche Karl X. und seine Familie ist nun verbannt. Wäre in dieser liberalen Partei eine Spur von Treue, Billigkeit, reiner Liebe zum Guten, Entfernung von Selbstsucht gewesen, so wäre Frankreich nicht von Neuem in seinen inneren Verhältnissen erschüttert worden; von einem Ministerio der Absolutisten wäre gar nicht die Rede gewesen. . . . Wir ver-

danken Karl X. die Befreiung von Griechenland und die Vernichtung der Seeräuberei.“ An die Gräfin Dieck: „Die bürgerliche Freiheit muß auf religiös-sittliche und intellectuelle Bildung gegründet sein — besitzen diese die Franzosen? — Gemüthlosigkeit, Selbstsucht, Inconsequenz sind die Grundzüge ihres Charakters, — und ihre Erziehungsanstalten? 14,000 Gemeinden ohne Schulen, fehlerhaft eingerichtete Gymnasien, Universitäten — die Religion? entweder von dem gebildeten Theil verworfen als etwas Veraltetes, oder in Ceremonien, Beichten, Fasten und sonstigen äußerlichen Gebräuchen bestehend.“ . . .

Die Ereignisse in Paris, die Stein's ganzen Haß gegen die Franzosen auffrischten, mußten leider auch zwischen ihm und seinem Freunde Niebuhr ein schmerzliches Mißverständnis hervorrufen. Niebuhr hatte Stein geschrieben: „Eine furchtbare Zukunft droht uns wohl schon sehr nahe. Das Ungeheuer ist losgelassen und zum zweitenmal bindet es keine Gewalt. Die Revolution scheint mir darum jetzt weit unwiderstehlicher, weil sie ohne Enthusiasmus, ohne Lustgebäude als eine Sache, die sich von selbst versteht, gemacht wird und gar kein Muth ihr entgegensteht. Die Priester und eine unsinnige, verkehrte Aristokratie haben nicht bloß in Frankreich Alles abgestoßen. Hier wiegten sich die dummen Fanatiker schon mit Träumen eines Religionskrieges und der Ueberwältigung des Protestantismus; auf dem Katheder insultirte man und rief zur Empörung auf. Hier wie in Belgien intriguirte man mit der Priesterpartei in Frankreich. Was ich darüber sage, wird Niemand bereiter bestätigen, als der Herr Erzbischof.“ Dann sprach er von der Stellung, die er in diesem Kampfe in Frankreich eingenommen haben würde: er würde zur Partei Ugiers gehört, nur nicht für die Adresse gestimmt, dennoch gegen die Ordonnanzen gewirkt, die Protestation unterzeichnet, einen andern König berufen haben, Alles wegen der absoluten Unmöglichkeit, anders zu handeln, mit der bittersten Ueberzeugung, daß jede Modification der Charte Verderben sei und daß die bemilligten durch Empörung entrißen wären, wenn man sie nicht

nachgegeben hätte. Stein theilte nicht diesen Standpunkt; er würde, schrieb er, die königliche Gewalt aufrecht erhalten, keinesfalls einen andern König gewählt haben, wozu alle Befugniß gefehlt. „Gibt's Narren in Bonn, die von Religionskrieg, Ueberwältigung des Protestantismus auf dem Katheder sprechen, so versicherten mich kürzlich einige Coblenzer, die preußische Regierung wolle die Katholiken protestantisieren. Die preußische Regierung sollte, ohne das eine zu besorgen, das andere zu beabsichtigen, den gegründeten Beschwerden der Rheinländer abhelfen; sie betreffen ungeschickte Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten beider Confessionen, Planlosigkeit, Unthätigkeit, Mangel an Zartheit, Besetzung der Stellen mit mittelmäßigen, durch Nepotismus beschützten Subjecten aus den östlichen Provinzen, Verdrängen der Einländer, fortdauerndes Provisorium der Gesetzgebung, schlechte Besetzung erledigter Lehrstellen in Bonn &c.

„Diesen Beschwerden helfe man ab, dann mögen einige Träumer auf den Kathedern zu Bonn und einige Schwärmer in den Weinstuben zu Coblenz radotiren, schwadroniren, — wen kümmert der Unfinn? — . . . Das damals schwer verwundete Gemüth Niebuhr's ward von Stein's Brief, der anders gedeutet ward, als er gemeint war, tief verletzt und leider brach Niebuhr's Herz eher, als es mit Stein durch eine Verständigung ausgeöhnt werden konnte.

Am 16. September verließ Stein Nassau und kehrte über Frankfurt, Biegenberg, Homberg nach Kappenberg zurück, wo er am 30. September eintraf. Am 5. und 6. October wohnte er der vereinigten Synode in Dortmund bei, wo unter Andern die Errichtung eines Landkrankenhauses besprochen wurde. Auch in Westphalen machten sich in diesen Tagen die Bewegungen, die von Westen her kamen, bemerklich. In der Gegend von Stein's Wohnsitz wurden von Gefindel beim Branntwein lose Reden geführt. Der Zug, prahlten sie, solle zuerst auf Kappenberg losgehen, das sie stürmen und plündern wollten. Die Kunde davon gelangte auch zu Stein; er faßte schnell seinen Entschluß und schickte zum Oberförster Wood, der aber aus-

geritten war und erst spät zurückkehrte. Als er in's Zimmer trat, kam Stein eilig auf ihn zu und sagte: „Ich habe geheime Nachricht erhalten, daß diesen Abend Kappenberg von 500 Mann aus dem Kirchspiel Bock überfallen, gestürmt und geplündert werden soll. Nun gehen Sie und laden meine und alle Gewehre auf Kappenberg; wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann; denn ich weiß es, kommen sie in's Haus, so nehmen sie den Hund mit und lassen mir den Schwanz!“ Der Oberförster, der eben von dort zurückkam, antwortete: „Schlafen Excellenz dieserhalb diese Nacht nur ganz ruhig, denn ich war heute wegen Grundverpachtungen in Bock und bin erst um sieben Uhr von da weggeritten, wo allerdings von einzelnen Bummlern beim Branntwein solche Aeußerungen ausgestoßen wurden, worüber jedoch jeder ordentliche Mensch entrüstet war.“ — „Das Haus“, sagte darauf der Minister, „ist eine kleine Festung, und wir hätten aus den Fenstern hundert Mann erschossen, ehe von uns Einer gefallen wäre, und dann sollten sie wohl das Reißhaus genommen haben. So ist es aber besser und schlafen Sie wohl!“

Um dieselbe Zeit ward Stein von seiner zweiten Tochter ein Enkel geboren, eine um so größere Freude, als eine frühere Hoffnung schmerzlich erloschen war. „Verne mag man“, schrieb er aus Anlaß dieses glücklichen Ereignisses an Gager, „in dieser stürmisch bewegten Zeit seine Blicke in das stille Zimmer einer glücklichen, der Vorsehung dankbaren, frommen Wöchnerin, auf die Wiege des hilflosen Säuglings richten, sie von dem Getümmel der Leidenschaften abwenden. Die Scenen der belgischen Revolution zeichnen sich durch Wildheit, Unverstand aus. Diese Revolution ist Aufruhr und blinde Tollheit, die den Wohlstand des Landes zerrüttet, den Bürgerkrieg herbeiführt und die Ruhe von Europa erschüttert — und ich frage, waren die Beschwerden der Belgier, wenn man sie mit den grellsten Farben ausmalt, von der Art, daß man zu so verruchten Mitteln, die so großes Uebel erzeugen, so unberechenbare Folgen haben, schreiten mußte — hatte nicht der König der Niederlande schon,

in wichtigen Punkten nachgegeben? Kann man ihm gewissenhafte Erfüllung seiner Regentspflicht, unermüdeten Fleiß, ernstes Streben, um sein Volk zu beglücken, absprechen? und war nicht dessen Wohlstand fortschreitend? . . .

„Belgien, das nie ein selbstständiges Land war, sondern eine burgundische, spanische, österreichische, französische Provinz, erhielt der König aus den Händen der Eroberer; sie benutzten das im europäischen Staatsrecht anerkannte Eroberungsrecht, sie bildeten ein Königreich der Niederlande; sie bauten seine Grenzfestungen; seine Bestimmung war, als Bollwerk gegen Frankreich zu dienen, und alle diese Anstalten vernichtet ein Haufen belgischer Auführer? mit welchem Recht und aus welchen Gründen?

„Das große, Alles auflösende Uebel ist Mangel von Liebe und Treue und wahrer Religiosität. Sie besteht nicht in äußeren Gebräuchen, sie besteht in der Heiligung des Herzens, in Befolgung christlicher Sittenlehre — diese besteht Gehorsam gegen die Obrigkeit.“

In dieser Zeit, da die großen Revolutionen überall kleine Aufstände zur Folge hatten, schrieb er an Arndt, der ihm zum Enkel Glück gewünscht hatte: „Den von grauser Furcht Ergrienen empfehle ich, sich an dem Beispiele einer 78jährigen kränklichen Frau zu stärken, meiner Schwester, Aebtissin in Homberg. Sie schreibt den 31. October:

„In Homberg waren einige Unruhen. Man hat unser Stift mit Anzünden bedroht. Gott aber schützt: ich fürchte mich nicht.“

„Dies erzählen Sie doch den alten Weibern in Hofen. Werden wir angegriffen, so müssen wir uns tüchtig schlagen. Heil von den Franzosen erwarten, welche Nartheit! von diesem habfüchtigen, gottlosen, gemüthlosen, eitlen, lügenhaften Volke? — Ihr ganzes politisches Treiben seit der Restauration war Eine Lüge, ein fortdauernder Kampf der Parteien, Aristokraten, Liberalen, Jakobiner, um Herrschaft und Gold. Jetzt sind die Liberalen wieder in Parteien gespalten. Allen fehlt Treue, Liebe, Wahrheit.“

Unter diesen politischen Ereignissen, die Stein namentlich mit Gagern lebhaft besprach, nahte der dritte westphälische Landtag heran. Stein lehnte gegen den Oberpräsidenten die Ernennung zum Landtagsmarschall ab, da seine Gesundheit ihm die Theilnahme an langen Förmlichkeiten nicht gestattete. Aber gerade in dieser Zeit, da von Westen her so viel Unruhe auch in die deutschen Köpfe gebracht worden war, mußte die Regierung einen recht ruhigen, würdigen und geseligen Gang der Verhandlungen des Landtags wünschen, auf den so viele Augen gespannt gerichtet waren. Der König ordnete ihm durch eine Cabinettsordre einen Stellvertreter in Person des Grafen Landsberg-Belen bei, um ihm die Geschäfte zu erleichtern. Stein nahm an und schrieb an Vincke: „Da mir gestattet wird, mich den mit diesem Amte verbundenen Geschäften zu entziehen, so meiner Gesundheit nachtheilig sind: so erlaube ich mir die vorläufige Erklärung, daß ich aller activen und passiven Theilnahme an jeder Art der Repräsentation mich enthalten, also erst den Tag nach der Eröffnung erscheinen und den Tag vor dem Beschlusse der Versammlung abgehen werde.“ Der Erzbischof von Köln fand diese Eröffnung an den Landtags-Commissarius „ganz genialisch“. Der Landtag währte vom 11. December 1830 bis zum 17. Januar 1831. Stein traf einen Tag nach der Eröffnung ein und übernahm sein Amt. Der Minister von Bodelschwingh erzählte Pers als Augenzeuge von seinem festen und kräftigen Auftreten. „Wenn der alte Herr mit seinem Krückstock in den von Stände-Mitgliedern in bunten Gruppen gefüllten Saal trat, so eilte jeder schweigend auf seinen Platz und es herrschte lautlose Stille. Es bedurfte keiner Schelle des Präsidenten, um den Beginn der Sitzungen anzudeuten: sein bloßes Erscheinen war das lebendige Zeichen. — Vielschwägerei war ihm entsetzlich zuwider, und begegnete er den Schwägern oft mit großer Schärfe; eben so wenig konnte er das Kleben an Formalien und Kleinigkeiten leiden. — Als einst Einwendungen gegen ein Wort des Protocolls erhoben und darüber einige Redensarten gewechselt waren, ohne daß man den Beschluß ver-

nommen hatte: fragte der Antragsteller, was über seinen Wunsch verfügt sei. Herr von Stein erwiderte; „Ich habe das gefährliche Wort ausgestrichen; kommen Sie her und überzeugen sich.“ Die Entgegnung, daß es keiner Ocular-Ueberzeugung bedürfe, das Wort des Marschalls genüge vollkommen, beruhigte Herrn von Stein nicht; er blieb bei der Forderung, daß Reclamant sich durch Autopsie überzeugen müsse, und alles Wiederstrebens ungeachtet, mußte derselbe sich zu dem Sitz des Marschalls begeben, um zu sehen, was er nicht sehen wollte. — Schwerlich hätte ein anderer so etwas durchgejezt.

„Einst kam ein Deputirter zum Marschall und bat ihn um die nach dem Reglement nöthige Erlaubniß, in einer Angelegenheit einen schriftlichen Vortrag halten zu dürfen.

Der Marschall: Meinetwegen, aber kurz, wenn ich bitten darf.

Der Deputirte: Ich werde mich bemühen, möglichst kurz zu sein.

Der Marschall: Und dann etwas Gejchentes; bis jezt habe ich nichts als dummes Zeug von Ihnen gehört!

Der Deputirte: Ich bedaure sehr, mit Ew. Excell. nicht immer einerlei Meinung sein zu können.

Der Marschall: Nein! Nein! wir haben nichts miteinander gemein als Essen und Trinken.“

Wir heben aus den Gegenständen, die auf diesem Landtag verhandelt wurden, den Antrag auf Zusammenberufung von Reichsständen hervor, als denjenigen, der das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Stein hatte erwartet, daß die Regierung nach zweimaliger Versammlung aller Provinzialstände nunmehr mit der Berufung von Reichsständen vorgehen werde, die seit 1810 vielfach zugesagt worden waren. Hielt er auch einen eigenen Antrag in dieser Richtung nicht für zweckmäßig, so konnte er doch kein Bedenken dagegen haben, daß die Sache überhaupt zur Sprache gebracht ward. Von zwei Seiten wurden Anträge gestellt, den König um Bildung und Zusammenberufung von Reichsständen zu bitten. Stein hielt gerade in dieser bewegten Zeit ein solches Gesuch nicht für passend, theils weil die Gemüther zu aufgeregert seien, theils weil der Krieg

und der Schuß des Staats gegen außen die ganze Aufmerksamkeit des Königs und der obersten Behörden so sehr in Anspruch nehme, daß sie an den Bau der innern Staatsverfassung nicht denken können. Man müsse erst berathen, ob überhaupt der Antrag an den Ausschuß verwiesen worden und dem König Vortrag gemacht werden könne. Die Frage ward bejaht. Im Ausschuß waren besonders Stadtrath Hüffer und Bodelschwingh thätig. Stein setzte mittlerweile den Prinzen Wilhelm, der gerade zum General-Gouverneur in den westlichen Provinzen ernannt war, vertraulich in Kenntniß. Dieser fand es unzart, gerade jezt in der Zeit der allgemeinen Gährung den König an sein Versprechen zu erinnern, das er gewiß halten werde, eben weil er es gethan; aber wahrscheinlich werde er einen Zeitpunkt wählen, wo er der Welt zeigen könne, wie er sein Wort halte, auch ohne Mahnung seines folgamen, getreuen, ihm so theuern Volks. Vielleicht würde es die Wünsche der Gutgesinnten vereinigen, wenn es ihnen beliebte, diese höchstwichtige Angelegenheit confidentiell in seine Hände zu legen. Man suchte in diesem Sinne zu wirken. Der Herr von Landsberg machte einen Vermittlungsvorschlag, indem er die Frage stellte, ob es nicht angemessen wäre, den Landtagsmarschall zu bitten und resp. zu beauftragen, den wesentlichen Inhalt der ständischen Verhandlungen über den fraglichen Gegenstand dem Prinzen Wilhelm vorzulegen, den Grund zu sagen, warum man jezt kein Gesuch an den König richten wolle, und die Bitte auszusprechen, Prinz Wilhelm möge die Sache bei dem König vortragen und bevorworten. Der Antrag ward angenommen. Hüffer verfaßte das Schreiben an Stein. Dieser schrieb bald in Auftrag des Landtags an Prinzen Wilhelm. Unangenehm ward er berührt, daß die Verhandlung gedruckt worden war, namentlich das ganze Schreiben Hüffer's an ihn. Das sei ein confidentieller Kanonenschuß, meinte er gegen Hüffer. In der That kamen, da einzelne Abgeordnete sich beeilten, die gedruckten Verhandlungen nach Cöln, Elberfeld, Aachen zu verbreiten, dieselben früher an Prinzen Wilhelm als Stein's durch Unwohl-

sein etwas verspäteter Bericht. Der Prinz glaubte nun, gegen den König nicht schweigen zu dürfen, und erhielt den Befehl, die vom Landtag angesonnene Vermittlung nicht zu übernehmen, sondern, gestützt auf den 49. Paragraphen des Gesetzes vom März 1824, welcher die Thätigkeit der Provinzialstände auf Angelegenheiten ihrer Provinz begrenzt, den Antrag als gesetzwidrig abzulehnen. Der Prinz, der noch kurz vorher dem König die zarte Weise, mit der in Westphalen die Frage über die Reichsstände behandelt werden sollte, gerühmt hatte, war nun amtlich gebunden. Stein war übrigens mit dieser Auffassung der Sache nicht einverstanden. Er schrieb dem Prinzen, er werde das Schreiben desselben, in welchem der Prinz die Vermittlung ablehne, dem Marschall des nächsten Landtags übergeben, da sein Amt mit Schluß des Landtags erloschen sei, und ging in einem Brief an seinen Adjutanten, den Grafen Stolberg, nochmals in die Sache ein, namentlich die Meinung der Regierung widerlegend, der Provinzial-Landtag habe deswegen über Reichsstände nichts zu berathen, weil nur die Angelegenheiten der Provinz in seine Thätigkeit gehörten. Bald darauf sprach er sich ausführlich gegen Gneisenau über Reichsstände aus. „Daß man sich entschlosse“, sagt er unter Anderm, „um Vorbereitung zu treffen zur Bildung von Reichsständen, das würde sehr wohlthätig auf den öffentlichen Geist wirken, der denn doch aufgeregt ist — noch hat man es mit einem Geschlecht zu thun, das an die monarchisch bürokratischen Formen gewöhnt ist. Aber es rückt ein neues Geschlecht heran, es drängt sich in alle Canäle des bürgerlichen Lebens, es bildet sich unter dem Einflusse der neuesten Weltgeschichte, der Zeitungen, der politischen Schriften, es fühlt in sich Jugendkraft, Drang zum Handeln, Ehrgeiz, Habsucht, Neid unter den verschiedenen Ständen der Nation beseelen es, religiöse Grundsätze werden durch den Rationalismus untergraben, — daß der Funken des politischen Brandes überall glimmt, das zeigt sich in ganz Europa — rathsam ist es, die Flamme zu leiten, ehe sie zerstörend wirkt.“

„Die Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung und Besteuerung halte ich für ein kräftiges Mittel, beide Zweige zu vervollkommen, und für eine Erziehungs- und Bildungsanstalt, die den wohlthätigsten Einfluß auf das praktische und theoretische Leben des Volkes hat.“

„Unterdessen kann man nicht leugnen, daß in einer constitutionellen Monarchie sich ein Kampf der Parteien bildet, der oft sehr nachtheilig wirkt und daß für die Selbstständigkeit und Kraft der Regierung gesorgt werden müsse.“

„So finde ich es verwerflich, den Ständen das Recht der Verweigerung des Budget einzuräumen — man giebt ihnen hierdurch das Recht, den Staat aufzulösen, oder Armee, Rechtspflege Verwaltung, Kirche und die Staatsgläubiger zu vernichten.“

„Man setze das Budget fest, unveränderlich, über Verwilligung neuer Abgaben lasse man handeln, berathen u. s. w., über die Ausgaben mag man erinnern, sich beschweren, aber das ganze Staatsgebäude umzustürzen, dazu ist niemand, er sei Fürst oder Parlament, befugt.“ . . . .

Wir schließen unseren Bericht über die Angelegenheit der Reichsstände mit Perz: „Solchen nach Stein's Urtheil in jeder Hinsicht unangemessenen Ausgang nahm der Versuch der westphälischen Stände, auf Vollendung der preussischen Verfassung durch Einrichtung der Reichsstände hinzuwirken. Der Prinz handelte dabei einzig auf Befehl aus Berlin. Dort verleumdete man die echt vaterländische treue Gesinnung in Westphalen als demagogisch, und einflußreiche Männer der Regierung mochten glauben, dem Könige durch Beseitigung der Frage einen großen Dienst zu leisten; gewiß aber schien es für den Augenblick bequemer, als wenn der Gesichtskreis des Königs durch Zutritt eines neuen Elements aufgeheilt und erweitert, also auch ihm selbst eine größere Sicherheit und Selbstständigkeit des Urtheils geschaffen würde. Denn das Trugbild einer nie vorhandenen unbeschränkten Macht, woran die Schlaueit von Höflingen und Volksverführern Fürst und Volksversammlung glauben machen will, soll nur als Mittel dienen, um sie desto sicherer im Kreise

der persönlichen Neigungen, Launen und Gewohnheiten festzuhalten und zu leiten, während der wahre Gebrauch der Macht um so sicherer und erfolgreicher wird, je klarer die Einsicht, je fester die Zuversicht des Handelnden ist, so daß wohl eingerichtete Reichsstände bei einem wohlgearteten Volke und Fürsten die Macht des Letzteren zum Heil des Ganzen erhöhen, nicht schwächen. Das damalige Aufgeben des Gedankens, welcher die preussische Verfassung abschloß, hat dann für die ganze Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm III. entschieden und seinem königlichen Nachfolger Schwierigkeiten bereitet, die bei der Stimmung und Bildung des damaligen Geschlechts mit viel größerer Leichtigkeit und minderer Störung des gewohnten Regierungsganges als sechzehn Jahre später wären überwunden worden!"

Als im April 1831 die Kriegspartei in Frankreich den Ausbruch eines neuen Krieges hervorzurufen drohte, schrieb Arndt seine Flugchrift „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande“ und schickte sie an Stein. Dieser antwortete: „Vortrefflich! herrlich! Da tönt der Schlachtenruf, das Triumphlied des alten Helden — kräftig, geschichtlich wahr, belebend, aufregend. Lassen Sie doch 1000 Exemplare für 2 Sgr. verkaufen durch den Verleger. Ich will den Ausfall an den Selbstkosten ihm ersetzen.“ Arndt freute sich des Lobes seines Gönners. Denn eine solche Behandlung, wie er sie von einem so guten und milden Fürsten erfahren, hätte ihn wohl an sich selbst irre machen können. „Zehn Jahre Verfolgung und Behandlung, als wär' ich ein lumpiger Bagabund oder alberner und verruchter Verschwörer, Beraubung eines dritten Theils meiner Einnahme, Verweigerung der Bezahlung der Prozeßkosten wie des richterlichen Spruches, worum ich wiederholt gebeten, kurz Verweisung aus einem unleidlichen Zustande auf einen äußerst beschränkten und bedrückten, wo ich kaum mit meiner zahlreichen Familie durchkomme — und das Alles unter dem Vorwande und mit der Antwort von den Behörden: „die Umstände gestatten es nicht anders“, alles das hätte mich wohl zerbrechen können; aber meine Liebe für mein Vaterland, meine Hoffnung

auf Preußen und auf seinen trefflichen König konnte es nicht abfühlen.“ An seine Tochter, Gräfin Dieck, schrieb Stein damals: „Wir alle verlangen den Frieden, aber wir trauen nicht der französischen Schlaueit, welche die belgische Brutalität und Dummheit leitet; wir haben Arndt's Bekenntniß:

„Besser, der Wolf, der beißt,  
Als ein Fuchs, der gleißt“.

die er in seiner eben erscheinenden Flugchrift „Rheinlande und Niederlande“ entwickelt — wir wollen keine Franzosen mit ihren 26 Constitutionen, ihren 40 Jahre dauernden Kämpfen der Factionen, ihrer Advocaten- und Zeitungschreiber-Regierung, ihrem Budget von 1200 Millionen, ihren Papieren, die von 110 auf 80 gefallen sind — wir wollen nicht diese irreligiöse, eitle, habgüchtige, selbstgüchtige, folgenlose Nation, wir wollen uns vereinigen, um sie zu bekämpfen, sie zurückzuschlagen. — Es handelt sich weder von Preußen, noch von Oesterreich, noch von Bayern, noch vom Fürsten von Neuchâtel oder dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, es handelt sich um die Volksthümlichkeit, die Unabhängigkeit Deutschlands.“

So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein! Das gilt auch von Stein, der als 73jähriger Greis so warm und lebendig für Deutschland schrieb und sprach und handelte. Mit seiner Gesundheit ging's auch gut in diesem Frühling. Mitte Mai's erhielt er auf Rappenberg den Besuch des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm und ihrer Kinder Elisabeth, Adalbert und Waldemar. Auch Bodelschwing, der damals auf Stein's dringende Empfehlung nach Köln als Oberregierungsath befördert worden war, kam noch zu ihm nach Rappenberg. Stein war ziemlich heiter, körperlich wohl, aber sehr ärgerlich über die Franzosen. Er meinte, ein gemeinschaftlicher Krieg gegen sie könne nicht ausbleiben. „Ich hasse die Franzosen“, sagte er, „soweit es christlich erlaubt ist zu hassen, das heißt, ich wollte, daß sie alle der Teufel holte!“ Auf Bodelschwing's Erwiederung,

dies sei eine etwas weit gehende christliche Lizenz, entgegnete er: „Mag sein; ich kann mir nicht helfen!“

Am 8. Juni schrieb Stein an den Erzbischof von Köln. Da spricht er ein scharfes Urtheil über die Ereignisse in Polen aus: „Das Betragen des Kaisers Nikolaus gegen die Polen finde ich durchaus zu mißbilligen; warum nicht den zweimal eröffneten Weg zum Frieden wählen, warum die scheußlichen in Litthauen erlassenen Ukase, die an den Zeiten der Convention erinnern; bleibt die Theilung von Polen nicht ewig ein verabscheuungswürdiges Unrecht — wurden die Bewohner des von Kaiser Alexander gebildeten Königreichs Polen nicht auf mannichfaltige Art von Großfürst Constantin gedrückt, von den russischen Beamten gereizt — glaubt der Kaiser, eine Volksbewegung, so im Einklang ist mit den in der civilisirten Welt herrschenden Ideen, lasse sich durch physische Gewalt unterdrücken, hat er es vergessen, daß im December 1825 in den Straßen von Petersburg die Anhänger der Meinungen ihm mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden, daß der Thron, auf dem er sitzt, in dem Lauf des 18. Jahrhunderts viermal seine Erledigung durch Mordmord und Aufruhr erhielt?“

„Die Remesse wird ihn in ihr Schuldbuch einschreiben, er entgeht ihr nicht.“

Stein wollte den 24. Juni Kappenberg verlassen, seine Tochter, die Gräfin Kielmanssegge, und den Onkel in Hannover oder Pyrmont besuchen und dann nach Nassau gehen. Gott hat ihm in der schönen Sommerzeit eine andere Reise verordnet. Nach einigen Wochen bewegte sich ein Trauerzug nach der Burg seiner Väter, den edlen Leib des Helden zur Ruhe zu bringen.

Wir haben nun die letzten Lebenstage unseres Helden zu beschreiben; überzeugt, daß jeder Leser, der an seinem Leben einen liebevollen, begeisterten Antheil genommen, gern auch die Einzelheiten seiner letzten Tage und Stunden erfährt und in ihnen den frommen Christensinn des Abscheidenden kennen lernt, geben wir im Folgenden wörtlich die schöne Schilderung seines Biographen, mit geringen Auslassungen.

„Seit der heftigen Krankheit im Winter 1828 hatte er sich besonders ernstlich mit dem Tode beschäftigt. Zunehmende Engbrüstigkeit machte das Bedürfnis nach Ruhe mehr fühlbar, er schrieb und reiste ungerne, klagte auch über Abnahme des Gedächtnisses, was doch seine Umgebungen nicht bemerkten. Die kleinlichen Angelegenheiten der Gutsverwaltung erregten seine Ungeduld und ekelten ihn an; dagegen erfreuten ihn lebhafter als je die Schönheiten der Natur; oft verglich er ihr stilles, wohlthätiges, ausgleichendes Walten mit dem wilden Treiben der Menschen, und gewöhnlich endigte eine solche Betrachtung mit den Worten: „Ich wünschte, ich wäre heraus“ . . . . „Die Erde erscheint mir wie ein großer Kirchhof, ein Freund nach dem andern verschwindet, ich stehe allein, die jungen Leute verstehen mich nicht. Wir sehen bedrängten Zeiten entgegen. Gott wird ein schreckliches Gericht über die Welt ergehen lassen; wäre ich jung, so schlug ich drein, alt und gebrechlich, wie ich jetzt bin, werde ich zusehen müssen.“ Lesen, Schreiben, Verschönerung seiner Güter und ein rastloser Drang, Andern und besonders jungen Leuten zu ihrem Fortkommen und zu ihrer Bildung behülflich zu sein, erheiterte seine Lage; oftmals jagte er: „die alte Dienstfertigkeit ist ganz aus der Welt verschwunden.“ Die Verbesserung der Gefängnisse, das Prediger-Seminar, ein protestantisches Krankenhaus, im Geist der barmherzigen Schwestern bedient, waren seine Lieblingsgedanken, und noch zwei Tage vor seinem Tode klagte er sich an, zu wenig dafür gethan und zu viel verbaut zu haben. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen, und er, den man so oft der Sparsamkeit anklagte, hatte nie Geld vorrätzig, weil Hülfstbedürftige, öffentliche kirchliche und wissenschaftliche Anstalten stets eine offene Hand fanden. Er äußerte sich über seine Lage offen gegen seine nächsten Umgebungen. Als er im April einen Spaziergang mit dem Oberförster Pooß durch den Wald machte und sich in einer Mooshütte ausruhte, sagte er: „Lieber Pooß, es geht mit mir zu Ende, denn seit einem Jahre habe ich viel an meinen Kräften verloren, was ich leider zu sehr fühle.“ Hierauf erhob er sich:

„Kommen Sie, wir wollen gehen.“ Als sie aus der Moosshütte traten, stellte er sich vor Pooch hin: „Nun sehen Sie mich 'mal an, wie bin ich verfallen, wie schnaufe ich; was war ich im Jahre 1816, als wir uns zum ersten Male sahen, für ein kräftiger Mann und was ist es jetzt mit mir!“ . . . „Was war ich ein Mann in meinen besten Jahren, gesund, kräftig und voller Feuer!“ Als er am Arm des Oberförsters eine Strecke bergauf gegangen war, blieb er wieder stehen und sagte: „Nun sehen Sie mich 'mal wieder an, wie ich auf der kleinen Strecke hier herauf so außer Athem gekommen bin.“

„Um diese Zeit wiederholte sich der Schlaganfall des vorigen Jahres. Er sank bei Tische plötzlich um, die Zunge war gelähmt und er blieb während fünf Stunden in tiefer Ohnmacht. Als er erwachte und die Zunge wieder bewegen konnte, hörte die Schröder (seiner Töchter Erzieherin und bis an sein Ende seine treue Gesellschafterin) ihn seufzen: „Ach Gott, hier liege ich, und die schlagen sich in Polen.“ Bald darauf kam der Schulze von Altcappenberg aus der Messe, den Minister zu besuchen, zu dem er unangemeldet zu gehen pflegte. Er fand ihn auf dem langen Gange spazierend. Nach der Begrüßung sagte der Minister: „Wie geht es Ihnen, Herr Schulze?“ — „Als es mit so alten Kerls, als wir sind, zu thun pflegt; aber was habe ich gehört, Ihre Gnaden Excellenz wären zu Boden gestürzt?“ — „Ja“, erwiderte der Minister, „ich bekam über Tisch einen starken Schwindel.“ Der Schulze fuhr fort: „Ich bin nun auch schon fünfmal zu Boden gestürzt, daß sich mich jedesmal für todt in's Haus getragen haben. Sie sollen aber sehen, Ihre Gnaden Excellenz, wenn es wieder repetirt, so sollen wir wohl daran müssen!“ „Mein lieber Herr Schulze“, versetzte Stein, „das steht Alles in Gottes Hand.“ Des Schulzen Gutachten sollte in wenigen Wochen an beiden bewährt werden. Im Mai, als Stein von einem Waldspaziergange mit Pooch in den Garten zurückkehrte, sagte er: „Kommen Sie, wir wollen uns in der großen Laube etwas ausruhen.“ Als sie saßen, und auf seine Aufforderung der Begleiter eine Pfeife anzündete,

strich er stille für sich mit seinem „braunen Hengst“ (seinem gewöhnlichen Krückenstocke) eine Rinne in den Sand. Plötzlich drehte er sich zu Pooch um und sagte in der größten Heftigkeit: „Ich erlebe es nicht, Sie können es noch erleben. Fürchterliche Kriege, Völkerwanderungen und Gott weiß, was noch alles Fürchterliche mehr!“ ein Wort, dessen sich der Begleiter in späteren Jahren, 1848 und folgenden, öfter erinnert hat.

„Unterdessen traf er für die Geschäfte während seiner Abwesenheit (er wollte seine Tochter Therese und dann Nassau besuchen) Anstalt . . . . .

„Am 17. erschien er zum letzten Mal auf dem Kreistage zu Hamm. Am 20. und 21. Junius, während der großen Hitze, zog er sich Erkältungen zu; er war beim Spaziergange von heftigem Gewitterregen überfallen und kam ganz durchnäßt nach Hause. Abends, beim Vorlesen, machte ihn die Schröder auf den drohenden Schnupfen aufmerksam. Am folgenden Tage besuchten ihn Romberg und Landrath Hiltrop aus Dortmund. Beide schienen ihm besonders willkommen, denn nie war er beim Mittagsmahle heiterer, belustigender und unterhaltender als heute; nach Tisch blieb man bis 7 Uhr auf dem Balcon, und die lebendige Fröhlichkeit der Unterhaltung schallte zu der Schröder hinunter. Da sie ihn jedoch viel husten hörte, so forderte sie sie den zufällig kommenden Arzt Dr. Wismann dringend zur Achtjamkeit auf. Dieser hatte schon längere Zeit mit großer Sorge die durch Mißbildung der Brust und zunehmendes Alter gesteigerte Beklemmung und Kurzatmigkeit, die mit unregelmäßigem, aussetzendem Pulse verbunden war, beobachtet, und die seit einem Jahre eingetretenen Sicht- und Schlaganfälle steigerten die Besorgniß. Er fand heftiges Fieber und verordnete die nöthigen Mittel, welche sich auch wirksam zeigten. Stein selbst hegte darüber keinen Zweifel, und sprach jetzt gegen den Arzt seine Ueberzeugung aus, daß es einmal unerwartet mit ihm zu Ende gehen werde. Für diesen Fall hatte er verfügt:

„Sollte die Vorsehung mein Lebensende beschlossen haben, so wünsche ich noch Folgendes:

1) daß mein Leichnam unter Anweisung des Herrn Dr. Wis-  
mann einbalsamirt werde, um ihn vor Fäulniß zu schützen;

2) daß er in einen Sarg gelegt und mit meinen eignen Pferden  
nach Frücht gebracht werde, um dort in der Familiengruft bei-  
gesetzt zu werden;

3) daß der Sarg mit einer Metallplatte versehen werde,  
worauf mein Name, Geburts- und Sterbetag bezeichnet ist."

"Am 23. fand ihn der Arzt besser. Nach dessen Entfernung  
ließ er die Schröder rufen und sprach: „Ich bin jetzt überzeugt,  
einmal plötzlich am Lungenschlag zu sterben; für diesen Fall  
will ich Ihnen zeigen, wo ein Codicil zu meinem Testamente  
und eine Verordnung, mein Begräbniß betreffend, zu finden sind.  
Ersteres schicken Sie alsdann nach Münster. Ich fürchte den  
Tod nicht; was ich in Gottes Augen gelte, weiß ich; ich bin  
ein armer Sünder, nur das Verdienst meines Erlösers wird mir  
die ewige Seligkeit erwerben.“ Gegen Abend war er sehr beäng-  
stigt und etwas ungeduldig. Statt des gewöhnlichen Vorlesens  
wünschte er eine Todesbetrachtung zu hören. Bei Erwähnung  
der christlichen Geduld seufzte er: „Ach ja, Geduld!“ faßte sich  
augenblicklich, und war die übrigen Tage sanft, geduldig, liebe-  
voll, wie man ihn nie gesehen. An den folgenden Tagen nahm  
Fieber und Husten ab, die Beklemmung nicht, obwohl er es  
behauptete; er schien begieriger als je abzureisen. Als die  
Schröder ihn bat, geradezu nach Nassau zu gehen, erwiederte  
er: „Nein, nein, sonst sehe ich meine gute Therese nicht wieder.“  
Er erholte sich fast ganz und vermochte sich seiner gewöhnlichen  
Beschäftigung zu widmen. Er saß meistens im Sessel, las,  
schrieb und unterhielt sich mit seiner Umgebung. Mit Pood  
besprach er ausführlich die in Rappenberg durchgeführten großen  
Verbesserungen und erkannte es als eine glückliche Fügung, daß  
sie beide zusammengelassen seien, der Oberförster mit gründ-  
licher Kenntniß, er mit den Mitteln, Verbesserungen auszufüh-  
ren, und beide mit Liebe und Eifer für die Sache. „Ich habe  
mich sehr gut dabei gestanden“, sagte er, „denn in allen Ihren  
Unternehmungen und Ausführungen lag Gottes Segen.“

„Sonntags den 26. las die Schröder ihm eine Predigt von  
Emmerich vor. Sie hatte den Text gewählt: „Kommt Alle  
her zu mir, die ihr mühselig und beladen.“ Er dankte ihr für  
die Wahl und sagte: „Emmerich's Predigten verbreiten einen  
stillen Frieden in mir.“

„Am 28. klagte er über große Schwäche, der Arzt erlaubte  
ihm auf sein Verlangen ein halbes Glas Portwein. An jenem  
Morgen las ihm die Schröder zum letzten Mal die Zeitungen  
vor, die eine viermal. Er sagte ihr: „Gott wird mir gewiß  
nach einem so reichlich gesegneten Leben auch die Gnade verleih-  
en, mich zur rechten Zeit abzurufen.“ Er aß mit Appetit und  
trug Pood auf, unmittelbar nach seinem Ableben Alles, was  
sich auf seinem Schreibpult finde, hinein zu legen, das Pult  
abzuschließen und den Schlüssel seinen Kindern zu übergeben.  
„Morgen“, sagte er, „wollte ich nach Pyrmont, wo sich meine  
Tochter Therese mit ihrem Mann und ihrem Söhnchen befindet,  
verreisen, was ich, da ich krank bin, nun nicht kann. Ich hätte  
gern meinen kleinen Enkel gesehen.“

„Nachmittags halb sechs Uhr ließ er die Schröder rufen,  
verlangte Thee und Vorlesen, um nicht einzuschlafen. Sie fand  
ihn verändert, sehr müde, im Sessel sitzen. Er erzählte ihr,  
welcher Kummer seinen Eltern und dem Minister Heinitz durch  
den Tod erspart worden, und beschäftigte sich ausschließlich mit  
seiner guten Therese. Den Thee trank er gern, konnte aber  
dem etwas trockenen Vorlesen nicht folgen. Um halb 8 Uhr  
legte er sich zu Bette; die Schröder blieb bis nach Mitternacht bei  
ihm. Er schlief abwechselnd, und wunderte sich, sie noch zu sehen.  
„Ich bin nicht krank“, sagte er, „gehen Sie zu Bett, ich fühle  
ein Wohlleben, eine Glückseligkeit, die nicht zu beschreiben ist.“

„Gegen 2 Uhr traten plötzlich Fieber mit stärkeren Beklem-  
mungen, stoßendem Husten und Blutandrang nach Kopf und  
Brust mit Geistesabwesenheit ein, er redete meist von den  
Polen; der in der Frühe eilig herbeigerufene Arzt suchte die  
Gefahr durch Aderlaß am Fuß, Senf- und Blasenspaster ab-  
zuleiten, doch ohne Erfolg, da auch das bisher verborgene Leiden

eines Lungentheils hervortrat. „Ich quäle Sie viel“, jagte er zu der Schröder, „es ist aber bald vorbei.“ Als die völlige Geistesgegenwart wieder eingetreten war, und Nachmittags keine Besserung erfolgte, erkannte der Kranke selbst die Annäherung des Augenblicks, dem er seit Jahren mit zuversichtlicher Hoffnung entgegengesehen hatte. Gott ist die Liebe. Die unverwandte freudige Ergebung in Seinen Willen, die ihm Muth und Kraft in den größten Gefahren verliehen hatte, erfüllte ihn mit fester kindlicher Zuversicht, nun die Zeit gekommen war, wo das allgemach gelockerte Band der Sinne, das ihn an die Außenwelt knüpfte, gelöst werden und den geläuterten Geist zu einem höheren Leben und der seligen Gemeinschaft der vorausgegangenen Lieben entlassen sollte. Er verlangte nach der Stärkung des heiligen Abendmahls; die Schröder sandte seine Pferde zu dem Pastor Fluhme in Lünen, den er ungeduldig erwartete.

„Von 10 Uhr nahm er von seiner Umgebung, seinen Beamten und Dienern, vom größten bis zum kleinsten, einzeln Abschied.

„Als zuerst der Rentmeister Pooch an das Bett trat, ließ sich der Kranke aufrichten, faßte den Rentmeister an beiden Händen und sagte: „Adieu, mein lieber Pooch, ich fühle mein Ende nahe. Sie waren mir, sowie der Wallmoden'schen Familie stets ein trefflicher Beamter; Sie haben seit Ihrer beinahe sechzehnjährigen hiesigen Dienstzeit Ihre Geschäfte und Obliegenheiten immer mit Rechtschaffenheit, Fleiß, Umsicht und Treue ausgeführt, was nochmals meine ganze Anerkennung verdient. Sie haben dabei immer mein und meiner Nachkommen Interesse bedacht und Ihr eigenes unberücksichtigt gelassen. — Ich bin Ihnen dafür vielen Dank schuldig, und würde Ihnen denselben auch thätlich bewiesen haben, wenn ich noch am Leben geblieben wäre. Da wir uns jetzt aber für immer trennen müssen, so werden meine Kinder Ihnen diese Beweise meiner Dankbarkeit zu Theil werden lassen. Soviel hab' ich indeffen für Sie gesorgt, daß Sie nicht zu verzweifeln brauchen.

„Es ist mein Wunsch, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Rechtschaffenheit, Treue und Anhänglichkeit angehören, als

Sie dies mir gethan haben, wofür sie Ihnen dankbar sein werden.“

„Hier unterbrach ihn Pooch: „Ich hoffe und wünsche vom Grunde meines Herzens, daß E. E. noch einmal wieder genesen mögen; sollte aber der liebe Gott es anders beschlossen haben und Sie in sein himmlisches Reich abrufen, so verspreche ich E. E. mit diesem Händedruck, daß ich Ihren hohen Erben und Nachkommen mit der nämlichen Treue und Ergebenheit meine Dienste widmen will, als ich solche seither E. E. gewidmet habe.“

„Stein fuhr fort: „Auch wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich verordnet habe, daß meine älteste Tochter, Henriette, Nassau, und meine jüngste Tochter, Therese, Rappenberg und Scheda erhält. Letztere ist also Ihre künftige Gebieterin und Sie haben sich daran zu halten, und sie wird sich auch an Sie halten und Ihre Rathschläge und Pläne befolgen.

„Ich wünsche, daß mein bisheriges Verfahren auf Rappenberg soviel als thunlich beibehalten wird, auch daß die Almosen und Unterstützungen in dem Maße mitgetheilt werden, wie solche von mir bisher mitgetheilt worden sind. Sagen Sie dies meinen Kindern und sorgen Sie mit dafür. Hören Sie, vergessen Sie es nicht, es ist mein Wille!

„Dann muß ich Ihnen noch sagen, daß ich fest glaube, daß zwischen den Todten und Lebenden eine ewige Gemeinschaft besteht; es wird mir also zum Vergnügen gereichen, wenn ich von oben herab wahrnehme, daß Sie meinen Kindern mit der nämlichen Treue und Anhänglichkeit Ihre Dienste widmen, als Sie dies mir gethan haben.“

„Der Rentmeister unterbrach ihn abermals: „Auch ich bin von dieser ewigen Gemeinschaft überzeugt und glaube fest daran, daher im Voraus versichert, durch mein Betragen gegen Ihre Kinder E. E. noch jenseits Freude zu machen.“

„Dann fügte der Kranke hinzu: „Sie sind von einer schweren Krankheit kaum genesen, aber noch jung, können also zum Wohl meiner Kinder noch lange wirken; schonen Sie sich deshalb und nehmen Sie Ihre Gesundheit in Acht.“

„Nachdem der Rentmeister seinen Dank abgestattet hatte, reichte ihm Stein die Hand mit den Worten: „Jenseits sehen wir uns wieder, grüßen Sie Ihre Frau und Familie!“

„Ebenso ließ er den Oberförster Orthöfer, Inspector Küllig, Revierförster Holländer, Haushofmeister Lemberg, Rentei-Secretär Schmidt, Koch Ebener, seine treue, sorgsame Gesellschafterin Fräulein Schröder, die Beschließerin Demoiselle Rottmann, den Arzt Dr. Wischmann und die Diener nach der Reihe einzeln vortreten. Sein heller, klarer Geist siegte noch einmal über die Schwäche des Körpers. Nie hatte man ihn mit mehr Beredsamkeit und Klarheit reden hören; das kleinste Verdienst jedes Einzelnen berührte er, bat sie, seinen Kindern ebenso treu zu dienen, es bestehe eine Gemeinschaft zwischen den Todten und Lebenden; er werde sich freuen, wenn sie seiner Worte eingedenk blieben. Dem jungen Förster rief er nach: „Und bricht der Krieg aus, so schlagen Sie sich wie ein braver Preuße für König und Vaterland.“ Er ermahnte zu religiösem sittlichen Leben, treuem Fleiße, verzieh und erbat Gegenverzeihung, und nahm Abschied in der Hoffnung auf ein künftiges Wiedersehen.

„Als der Prediger nach 3 Uhr erschien und den Kranken begrüßte, ließ Stein sich aufrichten und unterstützen, gab dankend die Hand und sagte: „Herr Pastor, ich erscheine vor Ihnen als ein armer Sünder, ich wünsche meinem Erlöser meine Sünden zu bekennen und mich mit ihm auszusöhnen, und bitte um das heilige Abendmahl.“ Nachdem er das Abendmahl empfangen und sich eine Weile ausgeruht hatte, ließ er sich nochmals aufrichten, reichte dem Prediger abermals die Hand und ermahnte ihn, im echten Glauben zu wachsen: „Der Kirche drohet Gefahr von Frankreich her, ihre Diener müssen also auf ihrer Hut sein. Mein Gott hat sie bisher geschützt, Er wird sie auch ferner schützen.“ Und nachdem er so unter heißen Thränen der Umstehenden schon mit erschwelter Sprache seine letzte Pflicht im Leben erfüllt hatte, fragte er erschöpft den Arzt: „Herr Doctor, ist denn gar keine Hoffnung mehr?“ legte sich auf die beruhigende Erwiederung schweigend nieder und fiel, indem ihm die

Schröder und die Haushälterin abwechselnd durch Reiben des Leibes Erleichterung verschafften, beruhigt in einen sanften Schlummer. Gleich darauf, gegen sechs Uhr Abends, wendete er sich auf die linke Seite, der erwartete Lungenschlag erfolgte, und ein letzter tieferer Athemzug bezeichnete seine Vollendung. — Eine himmlische Freundlichkeit, ein seliger Friede verbreitete sich über seine ehrwürdigen Züge.

„Die sämmtlichen Beamten und die Dienerschaft, sowie der Arzt, der protestantische Geistliche aus Lünen und der katholische Pastor Kommer aus Kappenberg waren zum Theil selbst den ganzen Tag in der Nähe des Kranken geblieben und von dem frommen, erhabenen Heimgange des geliebten und verehrten Greises auf's tiefste ergriffen; aber herzbrechend für sie war der Anblick, wie, als nun das Gefürchtete eintrat, die von nah und fern herbeigeeilten Armen, welche sich unten im Schlosse versammelt hatten, den Tod ihres Wohlthäters laut beweinten. „Viele Hunderte“, schrieb eine Stunde nach dem Trauerfall der katholische Vicar Hochgesang an den Erzbischof von Köln, „viele Hunderte, ja Tausende von Menschen, besonders die hiesigen Armen, denen er Vater, Helfer und Ernährer war, werden ihn lange beweinen.“

„Als nun die unwillkommene Botschaft seines raschen Hinscheidens erscholl, so verbreitete sich allgemeine Trauer und Wehklagen. Zahllose Thränen des Dankes und der Liebe flossen. Als am Tage nach seinem Tode eine arme Frau zu ihrem Pfarrer kam und ein Armutsszeugniß verlangte und nun hörte, daß der Herr Minister todt sei, rief sie händeringend: „Ach, ist der Minister todt? Meinem Mann hat er vorigen Sommer Arbeit in den Büschen gegeben, und auf Ihr letztes Attest habe ich von ihm zwei Thaler erhalten. Ist der gute Minister todt? Nun“, schloß sie weinend, „wenn der nicht im Himmel ist, so kommt Keiner hinein!“

Dem allgemeinen Gefühle gab der Oberpräsident Freiherr von Vincke einen würdigen Ausdruck durch einen im Amtsblatte der königlichen Regierung erschienenen Nachruf. Und als die einbalsmirte Leiche von Kappenberg nach Nassau und von Nassau

nach der Familiengruft zu Frücht überbracht werden sollte, da zeigte sich, wie die Liebe zu dem großen Verstorbenen über das Haus, über die Gemeinde, in der er lebte, weit hinausging, wie das Volk vom ärmsten Tagelöhner bis zum reichsten Herrn von Adel von ihr ergriffen war. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ward unter Glockengeläute die Leiche von Geistlichen, Beamten, vom Volke, vornehm und gering, geleitet. Erst jenseits der Ruhr ging der Leichenwagen nur vom Inspector, Haushofmeister und Kammerdiener des Verewigten geleitet weiter. Aber das feierliche Geleite erneuerte sich auf dem Wege von Nassau nach Frücht. „Hier ward die Leiche zu dem Grabe der geliebten Eltern und Gattin geleitet. Die trauernden Töchter und Schwiegeröhne folgten zur letzten Ruhestätte und beteten wehmuthsvoll vor dem Sarge knieend. Die tief ergriffene Versammlung sang einige Verse eines Trauerliedes und der Dekan Dieckmann schloß die Handlung mit einer würdigen gefühlvollen Rede.

„Nach Beisetzung der Leiche und nach kurzem Aufenthalt zu Frücht kehrte die Versammlung zurück. Die Kinder des Verewigten erhöhten in seinem Sinne die Feier dieses Tages durch Werke ausgezeichnete Wohlthätigkeit.

„Seine Grabstätte bezeichnet diese Inschrift:

Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr von und zum Stein,  
geboren den 27. October 1757,  
gestorben den 29. Juni 1831,  
ruhet hier; •

der Letzte seines, über sieben Jahrhunderte an der Bahn  
blühenden Rittergeschlechtes;  
demüthig vor Gott, hochherzig gegen Menschen,  
der Lüge und des Unrechts Feind,  
hochbegabt in Pflicht und Treue,  
unerschütterlich in Acht und Bann,  
des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn,  
in Kampf und Sieg Deutschlands Mitbefreier.

Ich habe Lust abzuschneiden  
und bei Christo zu sein“.

So steht in Erz auf seinem Grabmal geschrieben. Aber mit den Schriftzeichen feuriger Liebe soll das Gedächtniß dieses Helden in jedes deutsche Herz geschrieben sein. „Lebt der Mann“, so hatte er einst einen deutschen Fürstensohn gemahnt, „welcher sich durch Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgiebt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt.“ Diese Mahnung hat uns getrieben, das Heldenbild Stein's, wie es aus der Geschichte seines Lebens uns anschaut, unseren Lesern vorzuführen. Denn verderbt und klein sind unsere Zustände, aber ein großer Mann der Geschichte, wohl mehr denn irgend ein Anderer geeignet, als mahrender Prophet gerade in unsere Zeit hereinzuleuchten, ist Stein. Er hat uns einst von Franzosenketten befreit und den deutschen Fürsten und Völkern den Weg gezeigt, den sie, nachdem sie durch Gottes Barmherzigkeit in Tagen der höchsten Noth in treuer Liebe sich zusammengeschlossen hatten, hinfort gehen mußten. Die Fürsten, von Mißtrauen umdüstert, hatten nicht Freudigkeit, diesen Weg einzuschlagen. Das Volk ward aus der nationalen Existenz, die man ihm gegen den Nationalfeind eine Zeitlang gegönnt hatte, heraus- und in eine Existenz hineingedrängt, in welcher es sich nicht frei und kräftig fühlte, in welcher die edelsten Geister erbittert, die besten Kräfte vergiftet wurden. Ein großer Völkersturm brachte Alles zu Tage, was des Volkes Gedanken waren. Schon war es zu weit mit der Verirrung gekommen, als daß es in rascher That hätte schaffen können; wonach die Besten verlangten. Der Kirche allein war vergönnt, in diesen letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen. Die Nation ist nicht zu Kraft und Ehren gekommen, sondern hat mit gebundenen Armen manche Schmach tragen müssen. Und schon fängt auch in dem kirchlichen Aufschwung „Verderbtes

und Kleinliches" an, sich zu zeigen. Großes, Urkräftiges, Schöpferisches sehen wir nicht. Da thut es noth, die Heldenbilder der Geschichte liebend anzuschauen, daß wir erkennen, wie wir sein sollten. Ein solches ist Stein. Kräfte, Eigenschaften und Richtungen, die bei mittelmäßigen Naturen feindselig auseinander gehen, sind in ihm wunderbar vereinigt. Er war eine ausgezeichnete thatkräftige, werththätige Natur, der sein ganzes Leben hindurch unaufhörlich segensreich wirkte, aber wie ein Kind hat er sich gläubig in die Arme der Vorsehung, der göttlichen Barmherzigkeit gelegt. Er war ein Christ, der seine Hoffnung auf das zukünftige Erbe setzte, aber die Welt hat er ergriffen, um sie umzugestalten. Ein Staatsmann, der in die Geheimnisse der Staatskunst tief eingeweiht war, hat er allezeit die elenden Künste der Diplomatie gehaßt und in Wort und That das Schwert geliebt, das gerade bohrt. Ein Meister in der Kenntniß der materiellen Kräfte des Volkes, ihrer Entwicklung und Anwendung, hat er Glauben und Sittlichkeit für die sicherste Bürgschaft seines Gedeihens angesehen. Welcher Staatsmann hat gründlicher als er die Bücherweisheit, die des Lebens frische Wellen nie um die Brust gefühlt hat, verachtet und doch tiefer in die Wissenschaft sich versenkt? Hestig konnte sein Zorn auflobern, aber die freundliche Liebe schien auf dem Grund seiner Seele. Ein Held der Liebe war er fähig, Alles für's Vaterland und Gottes Reich aufzuopfern; ein Held der Wahrheit ließ er sein Wort wie verzehrendes Feuer auf Lüge und Falschheit eindringen. Er war ein durch und durch deutscher Mann und ein herrlicher Christenmensch. Und solche Helden fehlen uns heute. Wir brauchen Staatsmänner, in denen die Liebe zum deutschen Vaterlande, der Haß gegen Alles, was ihm Schmach zufügen möchte, mächtig brennt, Staatsmänner, welche das Christenthum schützen und pflegen, nicht allein, weil sie in ihm eine Gewähr der Ruhe und Ordnung für den Staat sehen, sondern vor allen Dingen, weil sie in ihm die einzige Gewähr haben für ihre eigene Existenz vor dem Richterstuhle Gottes. Christliche Männer thun uns noth, die nicht die Gleichgültigkeit

gegen die nationalen Angelegenheiten als ein Kennzeichen vollendeter Heiligung ansehen, sondern wissen, daß auch die nationalen Gaben von Gottes Gnaden sind und darum zur Ehre kommen müssen. Helden der Wahrheit vor Allem thun uns noth in dieser Zeit, Männer, die, durch ihre Stellung ganz von Lügengewebe umstrickt, dennoch rücksichtslos vor Allem die Wahrheit bekennen und die Wahrheit thun. Mit wieviel Schein und Trug sind wieder überall die staatlichen Verhältnisse verhüllt! Wieviel Unwahrheit mischt sich in das religiöse und kirchliche Treiben! Wie geschickt wissen die Parteien den innersten Grund der Persönlichkeit, das Heiligthum ihrer Freiheit und Eigenthümlichkeit nach dem Programm zu stimmen und zu bilden, so daß die Natur, auch die von Gottes Gnaden erneuerte Natur, nicht zum Durchbruch kommen kann! Angehörige der Partei sehen wir zum Schaden der Wahrheit überall. Stein war eine Natur, war ein Mann!

So habe ich vor vier Jahren geschrieben. Mittlerweile hat sich die Weltlage in einer Weise geändert, daß uns Deutschen nichts dringender Noth thut als uns als ein „einig Volk von Brüdern“ zu fühlen. Durch das deutsche Volk geht ein mächtiges Gefühl der Einheit. Aber es fehlt noch viel, daß dieß Gefühl zur nationalen That ausschlagen könnte. Stein tritt vor uns hin als ein strenger und gewaltiger Bußprediger. Er verdient, daß er von allen Deutschen gehört werde, denn das ganze Deutschland war der Gegenstand seiner treuen Liebe und Fürsorge. Ein politischer Martin Luther hat er den großen Gedanken, das mächtige Gefühl, die ihn bewegten, stark und heftig ausgesprochen. Kleine Seelen könnten sich von Einzelnem verletzt fühlen; aber die für die Bürgerschaft auf Erden die Losung führen: Deutschland über alles! deren Held ist er und sie hören ihm gerne zu. Und was sagt er uns?

Wir wollen es uns durch den Mund eines deutschen Mannes deuten lassen, der unsern Vätern schon mit kräftiger Rede Muth eingehaucht und den Gottes Gnade bis in ein unge-

wöhnliches Alter dafür das Leben ließ als ein Zeichen, an welchem sich alle ächte Deutsche erkennen sollten. Arndt und Stein, im Leben innig verbunden, sollen in der Erinnerung des deutschen Volkes ungeschieden bleiben. Beide haben sich einander verstanden, wie solche, die Gott für einander geschaffen. Darum kann, was Stein uns heute zu sagen hat, kein Mund uns besser deuten als der Mund dessen, der wie das deutsche Gewissen in unserem Volke auf der Wache stand:

Der Löwe schläft — Ihr, die ihr wachen sollt,  
Versteht ihr, daß die Bestien schlafen gehn?  
Die, als die Welt erlag, noch stark gewollt,  
Die werden's nur verstehen.

Der Löwe schläft — Ihr, die Ihr wachen sollt,  
Versteht Ihr, welcher Wächter heimgegangen?  
Sein großes Herz braucht keiner Klagen Sold,  
Nicht thränennasse Wangen.

Es heißt den Geist heraus, den deutschen Muth  
Zu brennen heiß für Vaterlandes Ehren,  
Es heißt, wenn's gilt, den letzten Tropfen Blut —  
Nicht weibisch eitle Zähren.

Und schlängelt wessche List den Schlangenspad  
In deutsche Gaun, dann ruft der stumme Leue  
Mit Donners Klang, — es bebe der Verrath —  
Er ruft: Treue! Treue!

Und klinget die Trompete: Es ist Krieg!  
Und ziehn die Feinde gegen Deutschlands Marken,  
Dann mahnt's aus ihm zum Kampf auf Tod und Sieg  
Die Tapfern und die Starken.

Der Löwe schläft — nicht er, nur sein Gebein,  
Denn wenn es ruft im Vaterland: Wer da?!  
Dann ist er wach, dann ruft der Löwe Stein  
Dann ist sein Geist, ist er da! —

Dann tönt die Losung Stein! Beim Namen Stein  
Ring' jeder Deutsche für das Ein'ge, Hohe, —  
So schlag' der Blitz in Männer Herzen ein  
Aus ihm in heil'ger Lohe! —

Nein, Deutschland, nie mög' dieser reine Strahl  
In deiner alten Helmskronen bleichen,  
So lang aus Alpen braust dein Rhein zu Thal  
Und grünen deine Eichen!

